

Petrivision „Fundament“ aus der Reihe „Baustellen“

5. September 2026

Grundsätzlich ist das Leben eine Aneinanderreihung von Baustellen. Hier in der Lübecker Innenstadt sowieso – derzeit besonders stadteinwärts – aber auch im Allgemeinen. Alles *kann* im Leben zur Baustelle werden. Mein Haus, mein Arbeitsplatz, mein Körper, meine Beziehungen. Ich glaube sogar: All das *sollte* ab und an zur Baustelle werden, denn sonst modert's und bricht zusammen.

Etwas zur Baustelle erklären – das klingt zunächst nach einem Mangel. Da ist etwas nicht in Ordnung. Aber man kann es auch anders sehen: Ist eine Baustelle nicht gerade ein Zeichen dafür, dass uns etwas nicht *egal* ist? Dass wir wollen, dass es eine Zukunft hat?

Die Themen für die Reihe BAUSTELLEN standen schon, da fiel mir auf: Alles kann Baustelle sein – aber doch nicht das Fundament! Wenn ich an dem bohre und schraube, worauf alles andere steht, müsste doch das ganze Haus zusammenbrechen. Aber tatsächlich: Auch Fundamente können und müssen saniert werden. Bestes aktuelles Beispiel: der Lübecker Dom.

Gerade in der Kirche gibt es Fundamentsanierungen nicht nur im Bereich Bau. „Meine Herren, es wackelt alles“, soll der Theologe Ernst Troeltsch 1896 erklärt haben. Industrialisierung, Naturwissenschaften, historische Bibelkritik – alte Gewissheiten waren längst nicht mehr selbstverständlich. Troeltschs Antwort: Die Theologie muss sich verändern, sich ihrer Geschichtlichkeit stellen und mit der modernen Kultur ins Gespräch kommen. Ohne Troeltsch wäre hier heute Abend vielleicht keine Petrivision.

Nur wenige Jahre später wurde auf der anderen Seite des Atlantiks eine andere Antwort gegeben. Zwischen 1910 und 1915 erschien in den USA die Schriftenreihe *The Fundamentals – A testimony to the truth*. Gegen liberale Theologie und historische Bibelkritik sollte festgehalten werden, was eben *nicht* wackeln durfte: fundamentale Wahrheiten des Glaubens und die Autorität der Bibel im Wortlaut. Davon leitete sich später der Begriff des „Fundamentalismus“ ab.

Zwei Reaktionen auf eine Welt, in der der Boden wackelig geworden war. Und beide kann ich nachvollziehen. Wer will schon in einem Haus leben, in dem „alles wackelt“? Ganz ohne Fundamente geht es nicht. Gerade wo Menschen unterschiedlich denken und leben, brauchen sie etwas, worauf sie sich gemeinsam verlassen können.

Und trotzdem. Mein Verständnis hört spätestens dort auf, wo das, was wir selbst zur fundamentalen Wahrheit erklärt haben, die Freiheit der Lebensführung anderer Menschen einschränkt.

Und das begegnet mir heute nicht nur im klassischen religiösen Fundamentalismus. Sondern auch im Alltag, wenn wir uns weigern, die Erfahrungen von Menschen, die woanders herkommen, anders leben, lieben oder auf die Welt schauen, überhaupt anzuhören und gelten zu lassen – weil sie an Grundannahmen rühren, mit denen wir es uns gut eingerichtet haben.

Die eigene Perspektive und Sprache zur Baustelle zu machen, ist eben auch Zeichen dafür, dass mir das *Gegenüber* nicht egal ist. Dass ich will, dass es eine *gemeinsame* Zukunft gibt. Dafür muss man manchmal aushalten, dass es im eigenen Denken ein bisschen wackelt.

Nun hat ausgerechnet Jesus scheinbar wenig übrig für wackelige Fundamente. Am Ende der Bergpredigt heißt es: „Wer meine Rede hört und sie tut, der hat sein Haus auf Fels gebaut. Wer sie hört und *nicht* tut, der hat auf Sand gebaut“. Klingt *beinahe* fundamentalistisch. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass der Fels nicht die richtigen Sätze selbst sind, sondern das *Hören und Tun*.

Und doch ist meine Erfahrung nicht, dass im Leben einer Christin nichts mehr wackelt. Wenn ich mich frage, was das Fundament *meines* eigenen Glaubens ist, dann sind es nicht lauter unverrückbare Dogmen. Sondern eher so etwas wie ein Grundvertrauen: Dass es nicht egal ist, dass ich da bin. Dass mir und *meinem* Tun etwas vorausgeht. Dass ich meinen eigenen Wert nicht erst herstellen muss. Dass ich leben kann, gerade auch *wenn* alles wackelt – *das* hat etwas mit meinem Glauben zu tun.

Anders gesagt: Man kann im Leben einiges in den Sand setzen. Und *trotzdem* bricht nicht alles zusammen. Das zeigen auch die Kirchen dieser Stadt. Denn mit Verlaub: Die Lübecker haben ihre Kirchen ziemlich in den Sand gesetzt. Der Baugrund besteht aus sehr unterschiedlichen Böden: Tonen und Schluffen und Sanden – aus Fels aber nicht! Trotzdem stehen sie noch – auch nach vielen hundert Jahren. Dank *menschengemachter* Fundamente, die immer wieder saniert werden müssen. Dank Fugen und Mörtel – und Menschen, die weitergebaut haben, was andere angefangen haben.

Die Lübecker Kirchen sind sozusagen ein antifundamentalistisches Sinnbild dafür, dass wir das Überlieferte nicht dadurch bewahren, dass wir es unangetastet lassen – sondern indem wir daran arbeiten. Ein *Problem* haben wir nicht dann, wenn unsere Fundamente zur Baustelle werden. Sondern dann, wenn sie es nicht mehr werden *dürfen*.